

**Kenneth
Bonert**

*Der Anfang
einer Zukunft*

Roman · Diogenes

Leseprobe
mit
Interview

Ich spiele Slinkers wie immer, und dann passiert was Komisches – ich gewinne! Ich sammle Punkte rechts und links, ohne dass die anderen mich aufhalten können. Mein Herz hüpfte wie ein Knallfrosch, und wann immer die Kappe meines polierten Jarman-Schuhs den Slink berührt, fliegt er genau dahin, wo ich ihn haben will. Ich fange an zu kichern wie ein Verrückter. Währenddessen sind Pats und Ari ganz still und ernst geworden. Sie sehen mich nicht an.

Slinkers ist ein Spiel, das wir selbst erfunden haben, eine Kombination aus Fußball, Billard, Golf und Schach. Aber es macht eine Million Mal mehr Spaß als jedes dieser Spiele, ich schwör's. Es ist einfach das Beste, hey. Ich kann gar nicht erklären, wie gut. Eines Tages werden wir die Idee dazu verkaufen, und wenn die Leute es erst mal ausprobiert haben, wird es ein größeres Spiel als Rugby, kein Witz. Ich und Ari Blumenthal und Patrick Cohen – ehrlich gesagt haben wir damit angefangen, weil die Schul so scheißlangweilig ist. Entweder man sitzt da und singt irgendwas auf Hebräisch, oder man steht nur rum, bis einem die Füße weh tun. Der dicke Rabbi Tershenburg leierte sein Blabla herunter. Es dauert Stunden, und danach gehen alle ins Foyer, und die Frauen mit ihren Hüten kommen von der Frauengalerie runter, küssen ihre Ehemänner, a gutn schabeß, und sammeln ihre Kinder ein. Dann strömen alle hinüber in den



Foto: © Richard Dubois

»Kenneth Bonert ist ein hochbegabter Erzähler, er hat einen Stil und eine Sprache, die einen packen.«

Markus Gasser / Radio SRF, Basel

Kidesch-Saal, wo sie von Papptellern dünne, knusprige Kichel und Hering futtern und Cola und Fanta aus kleinen Flaschen in sich hineinschütten. Wir nicht. Unsere Familien gehen am Sabbat nicht in die Schul. Wir haben aber die Kronkorken dieser kleinen Flaschen gesammelt und die Oberseite wie verrückt auf den grauen Stufen draußen gerubbelt, damit sie ganz silbrig und glatt wurden. Wenn einer fertig ist, ist er ein Slink.

Während sich die Gemeinde im Foyer versammelt, warten wir drei mit Hummeln im Hintern, aber möglichst ohne uns etwas anmerken zu lassen, die Taschen voller Slinks. Sind die Leute alle weg, kommt der alte Wellness reingehumpelt, der Zulu-Hausmeister, und schaltet einen nach dem anderen die großen Bronzeleuchter aus. Wenn der letzte erloschen ist und wir Wellness davonschlurfen hören, springen wir drei rein und beginnen mit unserem Match. So geht es jede Woche. Das Muster auf dem Marmorfußboden ist unser Spielfeld mit Linien und Toren. Slinkers ist ganz schön kompliziert, hey. Es gibt eine Million Sonderregeln. Pats sagt immer, das Schwerste ist nicht, ein Tor zu schießen, sondern erst mal zum Tor hinzukommen. Okay, aber nicht für mich! Nicht heute! Ich versenke schon wieder einen Treffer, aus der Luft, und muss so kichern, dass ich mich hinlegen muss. Als wir mit der nächsten Runde anfangen, trifft es mich plötzlich wie ein Haken in die Leber (Marcus nennt das »mexikanischer Korkenzieher«), dass ich auf dem besten Weg bin, das ganze verdammte Match zu gewinnen. Ich sehe meine Freunde an. Sie würdigen mich immer noch keines Blickes. Kein gutes Gefühl. Im Grunde habe ich nämlich nur diese beiden Freunde,

okay, meine Schul-Freunde. Echt, das war's. Ich denke nicht gern darüber nach, warum das so ist, aber es ist die Wahrheit.

Ich kann Pats' Slink nicht abblocken und verliere deswegen den nächsten Punkt. Und dann noch einen. Jetzt fangen meine Freunde wieder an zu lächeln und zu reden. Schon bald streiten wir uns. Wir streiten uns ständig. Momentan geht es um unsere Luftwaffe, und dass wir Mirage-Kampffjets haben und ob die besser sind als die kubanischen Migs, gegen die wir an der angolanschen Grenze kämpfen. Die Mirages hat Israel im Sechstagekrieg eingesetzt, aber die Migs wurden von einem Juden konstruiert. Ari meint, die Mirages wären besser. Pats sagt, das ist Quatsch. Ich sage, was mein Bruder Marcus mir sagen würde, nämlich, dass es von dem Modell abhängt, das die Kubaner im Kampf gegen uns einsetzen, weil unsere Mirages ziemlich alt sind und keiner uns neue verkauft wegen der Sanktionen. Schon bald schreien wir uns an, wie immer. Das Geschrei hallt unter dem Dach wider, das kuppelförmig ist, wie das Innere von so einem Haartrocknerhelm, unter dem alte Damen sitzen, nur ist es hier total dunkel, wenn das Licht nicht brennt. Am Ende verliere ich die Diskussion, wie immer. Dann verliere ich noch mehr Slinkerpunkte, und je mehr ich verliere, desto mehr lachen die anderen und klopfen mir auf den Rücken. Und dann verliere ich das Match, wie immer. Und dann verliere ich den Streit, welchen Weg wir zu Pats nach Hause nehmen sollen. Letztendlich werde ich immer Dritter von dreien hinter meinen beiden Freunden. Das ist mein Platz. Aber heute frage ich mich zum ersten Mal allen Ernstes, warum.

Ich erreiche die Weiden zuerst. Vorne lassen die riesigen Bäume ihre biegsamen Zweige ins Wasser hängen, und hinter ihnen drängen sich noch mehr Bäume, sodass man wie von einer Mauer geschützt ist. Zigarettenrauch weht mir in die Nase, aber ich kann in den Schatten nichts sehen, denn wenn man aus der hellen Sonne ins Dunkle guckt, wird man sofort zu Stevie Wonder. Ich blinzle noch und versuche, etwas zu erkennen, als drei Typen rauskommen. Sofort warnt mich so ein kribbliches Gefühl, dass ich abhauen sollte, aber Ari und Pats kommen hinter mir her, und dann sehe ich die Farben – die hat nur eine Highschool in ganz Johannesburg. Ein ziemlich großer Typ, der älter ist als wir, fünfzehn oder sechzehn, kommt auf mich zu und zieht eine Zigarette aus dem Mund. Er hat so einen breiten, weichen Mund, bei dem die Lippen ungefähr zwei Nummern zu groß sind für sein Gesicht, und über den Augen hat er einen dicken Knochenwulst, der mich an einen Totenschädel erinnert, nur dass Totenschädel so aussehen, als würden sie breit grinsen, und dieser Typ hat kein Grinsen für mich übrig. Stattdessen sticht er mit seiner heißen Zigarette genau auf mein Auge, echt jetzt! Er trifft nur deshalb nicht, weil ich reflexartig zurückweiche. Als ich mein Gleichgewicht wiederfinde, sehe ich, dass die andern zwei Jungs hinter Pats und Ari stehen – wir sind umzingelt.

»Was macht ihr Milchbubis hier unten?«, fragt Schädelgesicht.

»Ich war – ich hab nur gesehen, dass er das Rugbyshirt von der Solomon trägt«, antworte ich, drehe mich um und

deute mit dem Kinn zu dem Typen mit dem Shirt. »Geht ihr alle auf die Solomon? Welche Klasse?« Ich lege mich ins Zeug, grinse die ganze Zeit, aber es wirkt alles falsch, so funktioniert das nicht.

»Ach so, Süßer«, sagt Schädelgesicht. Und noch während er das sagt, holt er mit einem Arm aus, und etwas explodiert mit einem lauten Knall auf der ganzen Seite meines Gesichts. Ich bin für einen Moment weg, und als ich wieder zu mir komme, stoßen die drei Großen uns tiefer zwischen die Weiden. Überall liegt Entenscheiße rum, und im dunklen Schlamm unten um das hohe Unkraut am Wasser sind tiefe Sumpflöcher, Millionen von Libellen huschen umher und schweben in der Luft wie winzige Hubschrauber. Keiner sonst ist hier, alle sind draußen in der Sonne auf dem Rasen. Mir wird kalt, und ich fange an zu zittern, aber das liegt nicht am Schatten. Meine eine Gesichtshälfte fühlt sich so dick an wie das blaue Gummi, aus dem Flipflops gemacht werden, und pocht wie verrückt. Ich fühle die rauhe Hand des großen Typen in meinem Nacken, und er packt mich am Kragen. Ich blicke mich um, und er liest das Schild in meinem Hemd. Einer von den anderen fragt ihn: »Was machst du da, Crackcrack?«

Crackcrack sagt: »Der trägt Zeug aus dem OK Bazaar. Ungelogen. Polyester, Sonderangebot aus der Grabbelkiste. Seine Mutter geht auf Flohmärkte. Sie kauft bei den Shochs ein, wetten.«

Ich höre, wie Pats mit ihnen diskutiert. Kaum zu glauben, wie ruhig er klingt. Er sagt so was wie, dass wir doch alle Juden seien, sie müssten doch auch welche sein, wenn sie an der Solomon sind, also sollten wir uns doch vertra-

gen. Der mit dem Rugbypulli packt Pats am Kopf und rammt ihn mit der Stirn, als wäre er eine Axt und Pats Kopf das Holz. Pats wird kreidebleich und hört auf zu reden. Ohne mich anzusehen, kneift mir Crackcrack so fest in die Brust, dass ich am liebsten aufgeschrien hätte, aber ich mache keinen Mucks. »Meine Schuhe sind handgemacht und aus Kalbsleder«, sagt Crackcrack. »Ich wette, dein Daddy fährt Toyota. Ich habe meinen eigenen Maserati. Mein Fahrer Edison hat ihn oben geparkt und wartet auf uns. Edison fährt mich, bis ich meinen Führerschein habe. Wir cruisen durch die Gegend, die Mädels gaffen uns an. Und ihr braven Rabbi-Jungs kommt aus der Schul und glaubt, ihr könnt uns anmachen?«

Er zieht mich an der Haut meiner Brust herum, lässt plötzlich los, und ich falle fast gegen den im Rugbyhemd. »Geschenk für dich, Polovitz«, sagt Crackcrack.

»Ich will ihn nicht«, entgegnet Polovitz.

Ich sehe, dass der andere von ihnen Aris rote Kippa genommen hat. Ich weiß, dass sie ein besonderes Geschenk von seinem Vater war. Ari bedeckt den Kopf mit den Händen und sieht aus, als würde er gleich laut anfangen zu heulen, aber er beherrscht sich und sagt: »Aber ihr verstoßt gegen den Sabbat. Und das nimmt HaSchem sehr übel. Ihr tut mir jetzt schon leid, wenn ich dran denke, was er mit euch machen wird.« Alle erstarren einen Augenblick lang. HaSchem ist ein starkes Wort, ein Schul-Wort. Es ist hebräisch und bedeutet »der Name«, weil der wahre Name G'ttes nicht genannt werden darf, nur geschrieben, in heiligen Texten wie der Thora.

Crackcrack packt Ari am Ohr. »Süßer«, sagt er, und

dreht Aris Ohr so, dass er ihn dadurch zu Boden zwingt. Er nimmt schwarzen Schlamm, klatscht ihn auf Aris Wange und verschmiert ihn über sein ganzes Gesicht. »Jetzt siehst du wie der Shoch aus, der du bist«, sagt er. »Halt die Klappe, Shoch.« Ari kann nicht mehr und fängt an zu weinen. Tränen laufen über den Schlamm, und er schluchzt, als hätte er einen Asthmaanfall. Er merkt nicht mal, dass die beiden anderen seine Kippa als Frisbee benutzen. Pats steht einfach nur da, sein Gesicht immer noch so weiß wie Tippex, nur dass eine dicke rote Beule aus seiner Stirn wächst wie ein Riesenpickel, der zum schlimmsten Fall von Akne seit Menschengedenken erblüht.

Crackcrack schaut auf das Wasser und sagt: »Was meinst du, Russ?« Der Typ namens Russ grinst breit und schaut runter auf den armen Ari mit seinem mit Matsch und Rotze verschmierten Gesicht. Russ sagt: »Badezeit für die Babys!«

Ich sehe zu, wie Crackcrack seine Zigarette wegschnippt und sich mit einem goldenen Feuerzeug langsam eine neue anzündet. Wie er dabei die Schultern hochzieht, die Augen zusammenkneift und versucht, cool auszusehen, hat er sich sicher aus Filmen abgeschaut. Dann sehe ich, dass er amerikanische Camels raucht. Die gibt's in den Geschäften gar nicht mehr zu kaufen, wegen der Sanktionen. Aber er will zeigen, dass er welche kriegt, und das zählt mehr als nur Geld. Genau wie die anderen beiden trägt er Puma, Lacoste und Fila – wie eine Art Uniform. Plötzlich trifft es mich wie ein Hieb mit dem Kricketschläger: wie viel weniger ich bin als die, weil ich nicht diese Logos trage. Und dass sie aus einer anderen Welt kommen, von der ich keine Ahnung habe. Und das bringt mich sofort auf Marcus.

»Alles klar«, sagt Crackcrack. »Partytime. Ihr kleinen Rabbi-Jungs schafft jetzt eure Ärsche ins Wasser.«

Keiner bewegt sich.

»Los, ihr Schwulis. Ich sag's nicht noch mal. Ich zähle jetzt bis drei, und dann geht ihr da rein, oder es wird euch leidtun!«

Ich blicke hinter mich und sehe, dass in dem grünen Wasser zwischen dem Ufergras alles Mögliche rumschwimmt, schleimiges Moos, Schlieren von Entenscheiße, Bierdosen und anderer herumdümpelnder Müll. Ich schaue die drei vor uns an. Ich überlege zuzuschlagen – ich meine ernsthaft. In Gedanken sehe ich meinen Bruder auf den schweren Sack in unserem Garten einprügeln, baff! baff! baff!, wobei die Schweißtropfen fliegen. Wenn ich alleine war, habe ich es auch ein paarmal versucht, aber die Schläge meiner knochigen Fäuste sind nur kleine Schubser gegen den harten Stoff, den ich kaum einbeulen kann. Ich schaue in ihre Gesichter und versuche mir vorzustellen, dass ich so auf eine echte Nase, ein echtes Kinn einschlage, und bei dem Gedanken fühle ich mich schwach, und mir wird fast übel. Mir ist, als würde ich schmelzen, immer weiter, in meine Socken rein.

»Eins«, zählt Crackcrack.

Zwischen zweien von ihnen klafft links eine kleine Lücke. Ich bewege mich langsam darauf zu, drehe mich seitwärts, aber Pats sagt: »Lass das, Helger. Die tun uns sonst nur noch mehr weh.«

Es ist dieses Wort, das dritte Wort. Helger. Es zerplatzt wie eine Bombe. Ich meine, ich sehe es in ihren Gesichtern – kabumm.

Plötzlich denke ich schneller als Jody Scheckter mit 500km/h auf der Kyalami-Rennstrecke. Ich gehe auf die Lücke zu und weiß, dass sie jetzt nicht mehr versuchen werden, mich aufzuhalten. Ich gehe zwischen ihnen durch und sie machen – nichts. Sie stehen einfach da wie gefrorene Scheißhaufen, mit offenen Mündern. Ich drehe mich zu Ari und Pats um. »Kommt, Jungs«, sage ich. »Die tun euch nichts. Lasst uns abhauen.«

Polovitz sagt zu Russ: »Verdammte Scheiße. Er ist es, oder?«

»Kann nicht sein«, erwidert Russ. Aber er klingt nicht mehr wie noch vor ein paar Sekunden. Seine Stimme ist ganz hoch, wie die eines Mädchens.

Crackcrack geht auf mich zu, als wolle er diesen Quatsch auf der Stelle klären. »Wie heißt du?«

»Ich bin Martin Helger«, sage ich.

»Was soll der Scheiß?«

»Das ist heftig«, sagt Russ. »Er ist sein Bruder. Sein kleiner Bruder.«

»Der hat doch gar keinen kleinen Bruder«, erwidert Crackcrack.

Ich spüre, wie alle mich ansehen, während ich Crackcracks Blick erwidere. »Mein Bruder geht auf die Solomon«, sage ich. »Vielleicht kennt ihr ihn. Er heißt Marcus. Marcus Helger. Ich wollte euch einfach nur fragen, ob ihr ihn kennt. Vorher.« Jetzt sagt keiner mehr ein Wort. Ich erzähle ihnen, dass mein Bruder Marcus in der Matriek ist – in der zehnten Klasse, der letzten Klasse der Highschool. Also ist er älter als sie, achtzehn inzwischen. Ich frage sie noch einmal, ob sie ihn kennen, aber die Antwort weiß ich

bereits. Etwas Riesiges ist unter meiner Kehle angeschwollen. Ich fühle mich, als würde ich auf einem Turm stehen und auf sie hinunterschauen.

Jemand gibt einen Laut von sich, wie ein Gähnen, nur anders. Es erinnert mich an das Geräusch, das Ma damals in Rosebank gemacht hat, als wir diesen jungen schwarzen Typen die Straße entlangrennen sahen, und ein Polizist rannte hinter ihm her und schoss auf ihn. Der Mann rannte so schnell, wie ich es noch nie zuvor gesehen hatte. Er hatte den Kopf gesenkt, ruderte wild mit den Armen, und seine Jacke flatterte hinter ihm her. Der Bulle hielt seine Riesenknarre in beiden Händen, die Arme gestreckt, sie machte plopp-plopp-plopp, und wir konnten es nicht glauben, und Ma stieß diesen Laut aus, den ich nie vergessen werde. Russ gibt genau diesen Laut noch einmal von sich und starrt mich an mit Augen, so groß wie die Räder eines Spielzeuglasters. »Ich hab dich nicht angefasst, hey«, sagt er zu mir. »Ich nicht.« Er dreht sich um, macht zwei, drei große Schritte, und dann rennt er einfach weg und ist verschwunden. Crackcrack sagt zu mir: »Du bluffst doch.« Polovitz will auch etwas sagen, aber schluckt es runter, dreht sich um und rennt ebenfalls weg. Einfach so.

Crackcrack weicht zurück; er kaut auf dem Daumennagel. Ari packt ihn am Arm. »Lass mich los!«, sagt Crackcrack, lässt mich dabei aber nicht aus den Augen und versucht nicht, seinen Arm wegzuziehen. Er will lächeln, aber es sieht – wie Ma sagen würde – einfach garstig aus. Er sagt, er hätte nur Spaß gemacht, als er gedroht hat, uns ins Wasser zu schmeißen. Das hätten sie nie wirklich getan. »War ein Witz, Leute, war nur ein Witz.«

Ari sagt: »Du hast mich Shoch genannt.« So wie er das sagt, klingt es schlimmer als schlimm, wie das Schlimmste, das man zu jemandem sagen kann. Und es ist ziemlich schlimm, aber ich glaube, mit dem Schlamm dazu war es noch schlimmer. Crackcrack steckt die Zungenspitze ein Stück raus, fährt sich schnell über die wulstigen Lippen, schluckt dann heftig und streckt die Hand aus. Sie zittert. »Hey, Mann«, sagt er zu Ari. »Tut mir leid. Lass gut sein.« Dann schaut er uns andere an. »Tut mir leid, Jungs. Echt jetzt.«

Ari ignoriert die Hand. Crackcrack hält sie mir hin. Ich schaue auf sie hinunter. Ari sagt: »Sei nicht blöd, Helger. Lass ihn nicht so einfach davonkommen.«

Ich stehe eine Weile da und starre die Hand an. Dann überrascht mich Pats, als er in mein Ohr flüstert: »Lass ihn einfach gehen, hey. Lass ihn, und gut ist.«

Ari hört ihn. »Nein, es ist nicht gut!«, sagt er. »Absolut nicht!« Ihm bröseln überall noch Reste von trocknendem Matsch vom Gesicht, und eine Wange ist rot und geschwollen. Die ganze Zeit hält mir Crackcrack die Hand hin. »Komm schon, China«, sagt er – er nennt mich seinen Kumpel, als wären wir die besten Freunde. »China, brauchst deinem Bruder ja nichts zu sagen, okay? Sag's nicht Marcus. Wir sind doch Männer, oder? Wir belassen es dabei. Ich hab mich entschuldigt. Tut mir echt leid.«

Ich starre ihn an. »Tu's nicht«, sagt Pats. Aber schon höre ich meine eigene Stimme. Sie klingt tief und rau, als wäre es nicht meine. »Stimmt nicht«, sage ich. »Du verdammter Lügner.«

Anschließend folgen wir im Gänsemarsch dem Pfad durch das hohe Schilf. Unsere Füße quietschen im Matsch. Es ist heiß wie in einem Treibhaus, ich schwitze wie verrückt, und als wir rauskommen und kühle Luft über meine Haut streicht, ist es, als würde Plastikfolie von mir abgepellt. Draußen können wir wieder über die Felder hinter den Squashplätzen bis zur Letaba Road blicken. Ich zittere immer noch. Pats dreht sich zu mir um und fragt: »Wie konntest du das nur machen? Das war bescheuert.«

Ich schaue weg. Mein Schädel brummt. »Keine Ahnung«, sage ich. »Es war, als wäre es jemand anders gewesen.«

»Du warst es«, erwidert Ari.

Dann fängt Pats wieder davon an, wie bescheuert ich bin, und dabei steigt wieder das Gefühl von eben in mir auf, und ich sage mir: Scheiß auf ihn! Er hat's verdient. Er hat es verdammt noch mal verdient! Neben mir steht ein armseliger kleiner Busch, der keinem was getan hat. Ich gehe hin, packe ihn und zerre daran herum, aber er ist zäher, als er aussieht. Ich grunze und zerre und reiße mir die Hände auf, bis ich ihn mit der Wurzel rausziehen kann. Dann drehe ich mich um und schmeiße ihn in die Binsen. Ich spucke aus und wische mir den Mund ab, keuchend wie nach einem Geländelauf. Die beiden andern glotzen mich an. »Du hast sie doch nicht mehr alle«, sagt Pats leise.

Ich deute auf ihn. »Ihr habt beide voll mitgemacht.«

Ari reibt sich die Nase und sagt: »Die haben sich so dermaßen in die Hosen geschissen, das hab ich noch nie gesehen. Dein Bruder muss ein ganz schön großes Tier auf der Solomon sein.«

»Keine Ahnung. Wenn ich das gewusst hätte, hätte ich gleich gesagt, wer ich bin.« Ich hatte wirklich keine Ahnung, denn Marcus redet nicht mehr mit mir wie früher, als wir noch klein waren, schon seit Jahren nicht, seitdem er auf diese Highschool geht.

»Aber warum geht dein Bruder überhaupt auf die Solomon?«

Jetzt ist es raus, nach all den Jahren. Ich habe es vor ihnen geheim gehalten, und das hat funktioniert, weil sie Schul-Freunde sind, die nie zu uns nach Hause zum Spielen kommen, und weil Marcus nie in die Synagoge geht, und weil sie nie viele Fragen über meine Familie stellen, denn sie reden ohnehin nur über sich selbst. Aber ich habe immer gewusst, dass sie es irgendwann rausfinden – vielleicht habe ich das deswegen heute gemacht. Ich stütze die Hände in die Hüften und schaue weg. Ich warte auf das, was jetzt kommen muss.

»Und, auf welche Highschool gehst du nächstes Jahr?«

Irgendwie fühlt es sich gut an, das Geheimnis auszuspucken wie einen faulen Zahn. »Ich gehe auch auf die Solomon.«

Einen Augenblick lang sehen sie mich ungläubig grinzend an, bis ihnen dämmert, dass ich es todernst meine. Dann schauen sie einander an, als könnten sie es nicht glauben. Ari sagt: »Wieso gehst du auf die Solomon?«, und Pats fragt: »Warum hast du uns angelogen?«

»Ich hab gar nicht gelogen«, erwidere ich. So ganz stimmt das allerdings nicht. Seit Jahren habe ich sie in dem Glauben gelassen, dass ich auf die staatliche Highschool gehen würde, genau wie sie. Ich meine, ich gehe auf eine

staatliche Grundschule, also warum dann nicht auf eine staatliche Highschool? Außerdem wissen sie, dass ich in Greenside wohne, in einem alten Bungalow ohne Swimmingpool, und Jungs aus Greenside gehen nicht auf die Solomon. Sie hätten mir vielleicht geglaubt, wenn ich gesagt hätte, ich ginge auf eine andere jüdische Privatschule, eine für die Mittelschicht – aber nicht auf die Wisdom of Solomon Highschool für jüdische Jungen oben in Regent Heights. Niemals. Ich habe nicht gelogen!, würde ich am liebsten zu meinen einzigen beiden Freunden sagen oder, besser noch, es laut ausschreien, aber stattdessen beiße ich mir mit brennendem Gesicht auf die Lippen. Nein, ich hab nicht gelogen. Ich hab's nur nicht gesagt. Das ist ein Unterschied, oder? Ich hab nur die Klappe gehalten.

Währenddessen wendet Pats ein: »Dein Alter arbeitet auf einem Schrottplatz und fährt in einem alten, verbeulten Pick-up rum.« Sofort sehe ich ihn vor mir, meinen Vater Isaac Helger, den knubbligen Ellbogen am offenen Fenster seines rostigen Datsun, den dicken, mit rötlichen, lockigen Haaren bedeckten Unterarm, wie er auf dem Weg nach Hause die Clovelly Road entlangrattert und durch die Zähne pfeift. Die gleichen rötlichen Locken ringeln sich über seinem faltigen, sonnenverbrannten Gesicht mit der dicken Nase und den abstehenden Ohren. Ich hasse mich dafür, dass ich mich schäme, aber so ist es eben.

»Wie kann er sich das leisten?«, fragt Ari, pumpt sich auf und deutet mit dem Finger auf mich wie im Film ein Anwalt vor Gericht, der am Ende den Bösen drankriegt. »Ich meine, woher hat er das Geld? Man muss sich das doch leisten können!«

»Du hast völlig recht«, sagt Pats zu ihm. »Die Sheinbaums gehen auf die Solomon. Die verdammten Sefferts. Die Ostenbergs schicken ihre Kinder hin.« Er zitiert berühmte Namen aus der *Sunday Times* und so – Besitzer von Diamanten- und Goldminen, Erbauer großer Casinos und protziger Shoppingmalls, Eigentümer börsennotierter Unternehmen. Nur dreihundert Jungs besuchen die Solomon, und alle stammen aus solchen Familien. Es sind keine Söhne von Schrotthändlern aus Greenside darunter.

»Da stimmt doch was nicht«, sagt Ari.

Es ist, als wäre ich gar nicht da, so wie sie über meinen Kopf hinweg über mich reden. In Gedanken sehe ich sie schon nach Hause rennen und die Neuigkeit rausposaunen: der kleine Marty aus der Shaka Road, und dann finden sie raus, was ich längst weiß. Denn nur weil der alte Helger aussieht wie ein Arbeiter, wenn er an Jom Kippur in der Synagoge auftaucht, in diesem alten, schlecht sitzenden Anzug, ohne Krawatte, mit faltigem Kragen, schwieligen Pranken und sonnenverbranntem Gesicht, und nur weil er in einem rostigen Truck sitzt, ist er deswegen noch lange nicht ... so wie sie. Denn die sind die Idioten. Die wissen nicht, dass Isaac Helger unseren Schrottplatz besitzt. Sie wissen noch nicht, dass so ein Laden schmutzig und hässlich aussehen kann, aber dass man deswegen noch lange nicht arm sein muss. Ich weiß das, denn Da hat es mir oft genug gesagt: Es sind die schmutzigen Fingernägel, die richtig Geld ausgraben.

Ari wendet sich an mich. »Die werden dich fertigmachen, bro?«

Pats fragt: »In welche Klasse geht dein Bruder nochmal?«

»Du weißt doch, dass Marcus in der Matriek ist«, erwidere ich. »Tu doch nicht so.«

»Ich meine damit nur, dass er nächstes Jahr weg ist, wenn du auf die Solomon kommst, oder? Die Typen werden dich umbringen für das, was du gemacht hast.«

Für das, was ich gemacht habe. Als wären sie nicht dabei gewesen.

»Sei doch mal ehrlich«, sagt Ari. »Du hast keine Freunde. Du bist unsportlich, weil du so ein Lauch bist. Deine Noten sind so schlecht, dass du schon mal sitzengeblieben bist. Du hast echt keinen Charakter, ich meine, gib's doch zu. Und dann schau dir mal an, was du heute gemacht hast. Irgendwas stimmt doch nicht mit dir!«

»Falsch«, sage ich mit trockenem Mund. »Das war nicht ich, das waren wir zusammen.« Ich bemerke, dass ich angefangen habe, hin und her zu tigern. Ich kann nicht stillstehen. Erstaunlich, wie viel sie über mich wissen, und ätzend, wie recht sie haben. Mir kommt plötzlich in den Sinn, dass die Leute, die man kennt, wahrscheinlich viel mehr über einen wissen, als sie einem ins Gesicht sagen. Das findet man offenbar erst raus, wenn die Kacke am Dampfen ist.

»Du hast uns doch da rübergeschleift«, erwidert Pats ganz ruhig und berührt die Beulen auf seiner Stirn, die allmählich blau werden. Und da kapiere ich es. Was sie von mir wollen. Sie wollen bloß, dass ich mich entschuldige, wie immer. Sie wollen, dass ich sage, es wäre 100-prozentig mein Fehler gewesen. Ich müsste dieses kleine, nasale Lachen ausstoßen und den Kopf senken, wie ich es immer mache, wenn ich verliere, als wollte ich sagen: Na ja, was

kann man schon machen? Das erinnert mich an unseren alten Hund Sandy und daran, wie sie sich auf den Rücken rollt und ihren weichen Bauch zeigt, damit man sie kraut. So soll ich sein. So bin ich immer. Wenn ich das jetzt mache, wird alles wieder normal, wir können alle zusammen zu Pats nach Hause gehen wie immer, nach dem Mittagessen Risiko spielen, und ich verliere, und dann werfen wir Steine in den Pool und tauchen sie hoch, und ich verliere auch bei diesem Spiel. Und plötzlich kapiere ich es – sie sind neidisch! Ich spüre, wie sich meine Fingernägel in mein Schlüsselbein graben, ohne dass ich mich erinnern könnte, meine Hand dorthin gelegt zu haben. »Alles klar«, sage ich. »Ich geh jetzt, Leute.«

»Du gehst?«, fragt Pats.

»Ja, nach Hause«, sage ich.

»Alles klar, dann geh doch«, sagt Ari, das Gesicht verkniffen, als hätte er in eine Zwiebel gebissen. »Los, geh!«

»Mach ich«, sage ich.

»Alles klar. Du Wichser.«

»Es ist nicht deine Schuld«, sagt Pats.

»Ach, wirklich?«, sage ich. Ich trabe los, und Ari fragt, was mit mir los wäre. Ich habe die Hände in den Taschen zu Fäusten geballt. Unsportlich, schlechte Noten, keine Freunde.

Einmal auf dem Schrottplatz hat mich mein Vater dabei erwischt, wie ich gelogen habe. Er hatte mich gebeten, bei einem Auspuff auf blauen Qualm zu achten. Ich sagte ihm, da wäre keiner, dabei hatte ich nicht mal hingeschaut. Ich las gerade ein Buch, *Tales of mystery and imagination* von Edgar Allan Poe. Mein Vater Isaac hat dicke Pranken, und

seine Haut ist durch die vielen Schwielen rauh wie Schleifpapier. Er ist alt, aber diese Hände sind so wahnsinnig stark, Mann. Wie Schraubstöcke, ehrlich. Er hat mich am Arm gepackt, so dass ich spürte, wie sich die Finger bis auf den Knochen gruben und fünf Blutergüsse hinterließen, die mir noch zwei Wochen lang blieben. Und ich erinnere mich an jedes Wort, das er zu mir gesagt hat: »Dein guter Name ist alles, was du auf dieser Welt hast, Junge. Wenn du deinen guten Namen verlierst, kriegst du ihn nie wieder zurück. Die Leute müssen an diesen Namen glauben. Helger. Wenn du Lügen erzählst, dann verlierst du deinen Namen. Er wird nichts mehr wert sein. Vergiss das nie.«

Da hatte so recht. Nichts ist wichtiger. Das sieht man schon allein daran, wie die Jungs vor dem Namen Marcus Helger ausgerissen sind, nur vor seinem Namen! Ein Name kann so greifbar sein wie eine Pistole oder ein Messer. Ich werde mir auf der Solomon einen Namen machen – für irgendetwas. Was immer ich dafür tun muss. Ich brauche Ari nicht. Ich brauche Pats nicht. Ich brauche gar niemanden. Mein Gesicht ist nass.

HaSchem bedeutet »der Name«. Der wahre Name ist zu heilig, um ihn jemals laut auszusprechen.

Als ich in der nächsten Woche nicht zur Schul gehe, fragt mich Ma, warum, und ich antworte ihr, dass ich nicht mehr an den Namen glaube.

Ich bin draußen im Garten in mein Spiel vertieft – mein größtes Geheimnis –, als ich höre, wie das große Tor geöffnet wird und das Auto hereinfährt. Wir haben zwei Tore, beide aus Stahl, mit scharfen Spitzen obendrauf und natürlich immer abgeschlossen. Ich hätte genügend Zeit, mein Spiel zu unterbrechen und reinzugehen, aber ich bleibe draußen, weil ich so neugierig bin. Ich höre das Haupttor zuschlagen, dann eine Autotür, Stimmen und Schritte. Jetzt wird das innere Tor aufgeschlossen, und sie kommen auf dem Gartenweg herein – für diese wenigen Sekunden, während sie um die Ecke biegt, habe ich das neue Mädchen ganz für mich. Bemüht gelangweilt blicke ich ihr entgegen. Ich wusste, dass es ein Mädchen sein würde, aber als sie erscheint, ist es, als würde mir das Blut in den Adern gefrieren und als würde dann jemand mit einem Hammer draufhauen. Auf mich kommt eine ausgewachsene Frau zu, eine echte Schönheit. Ihr schwarzes lockiges Haar, die olivfarbene Haut und die vollen roten Lippen verleihen ihr etwas Orientalisches. Groß und rund zeichnen sich ihre Brüste unter dem T-Shirt ab, grüne Cargohosen schmiegen sich um breite Hüften, und an einer Fessel funkelt über den offenen Sandalen mit Glitzerriemchen und Korkplateaus ein Fußkettchen. Sie trägt einen Rucksack auf dem Rücken und einen Koffer in jeder Hand.

Es ist Dezember 1988, und, großer Gott, ich kann mein Glück kaum fassen!

Nachdem sie im Alten Zimmer ausgepackt hat, setzt sie sich zu uns an den Abendbrottisch, auf Marcus' ehemaligen

Platz und stellt sich uns als Annabelle Justine Goldberg vor, »aber bitte sagt Annie zu mir, ja? Ich studiere Anthropologie im Hauptfach an der Columbia, in New York City.« Sie freut sich sehr über die Lehrstelle, die sie sich hier in Johannesburg organisiert hat. Ihr Akzent klingt nach Fernsehen und Kino. Nach Demi Moore, Michael Jackson, Sly Stallone, nach *Dallas* und *Denver Clan*. Amerika! Ihr breiter Akzent ist pure Coolness im Vergleich dazu, wie wir unsere Wörter verschlucken, als schämten wir uns für sie.

»Wo wirst du denn unterrichten, an der Wits?«, fragt Arlene.

»An der Uni? Oh, nein«, erwidert Annie. »An einer Grundschule.«

»Und an welcher?«, fragt Arlene, während sie mit beiden Händen gleichzeitig das hölzerne Salatbesteck in den Kartoffelsalat sticht.

»Sie liegt in Julius Caesar«, erklärt Annie. »Das ist eine Township, richtig?«

Arlene hält für einen Moment beim Massakrieren der Kartoffeln inne und starrt Annie mindestens zehn Sekunden lang wortlos an, ehrlich! Arlene ist diejenige, die diese Annie hier angeschleppt hat. Sie ist schon seit ewigen Zeiten Mitglied der Zionistischen Damenliga Johannesburg, Abteilung nordwestliche Vorstädte, und als eine Gastfamilie gesucht wurde, die für einige Wochen eine jüdische Studentin aufnimmt, meldete sie sich. Sie war der Meinung, im Haus sei genügend Platz für einen Gast, nun, wo Marcus weg war und Gloria nicht mehr lebte und wir wegen Isaacs unvernünftiger, sturer Weigerung, ein neues Hausmädchen

einzustellen, immer noch keinen Ersatz für sie hätten. Am meisten erstaunte mich, dass Isaac nicht sofort wieder einen lautstarken Streit vom Zaun brach, sondern nur mit den Achseln zuckte. Vielleicht hatte er die Nase voll von den Auseinandersetzungen – es hatte einfach zu viele gegeben, nachdem Marcus über Nacht verschwunden war. Es dauerte lange, bis das »ruhige Zeitalter« begann, wie ich es nenne. Im Zeitalter des Unfriedens hatte ich angefangen, meine Eltern Isaac und Arlene statt Ma und Da zu nennen. Damit versuchte ich, ihnen klarzumachen, dass sie sich mal wie Erwachsene benehmen sollten. Ich bin jetzt knapp siebzehn und finde, dass wir alle in diesem Haus erwachsen sind und uns entsprechend verhalten sollten. Arlene, Isaac und Martin. Zaydi nenne ich selbstverständlich nicht bei seinem Vornamen, Abel. Zaydi muss unseren Berechnungen nach mindestens zweiundneunzig sein. Meistens sitzt er im Garten, klappert mit seinem Gebiss, betet und führt Selbstgespräche. Es würde sich nicht richtig anfühlen, ihn anders als Zaydi zu nennen, Jiddisch für Großvater. Eine Zeitlang waren meine Eltern genervt, aber irgendwann haben sie sich daran gewöhnt. Und jetzt sind wir nicht mehr nur drei Erwachsene und ein Senior, jetzt sind wir zu viert. Wir plus Annie Goldberg. Annie, das Nicht-Mädchen, Annie, die erwachsene Frau, die in eine Township will. Arlene steht unter Schock, und in Isaac kocht es, weil er diesen bescheuerten Unsinn nicht rechtzeitig unterbunden hat. Und ich? Mann, ich danke immer noch meinem Schöpfer im Himmel! Man muss sie sich ja nur mal ansehen! Außerdem ist das Schuljahr vorbei, und ich habe Sommerferien. Wir sprechen hier von Wochen! Und ich bin noch Jungfrau.

Ich schrecke aus dem Schlaf hoch. Wieder Fetzen des Alptraums. Stöhnend und verängstigt liege ich da. 02:05 Uhr, sagt der Wecker in roten Ziffern. Nach einer Weile sehe ich Licht im Spalt zwischen den Gardinen flackern. Ich gehe auf die Knie, um nachzusehen. Mein Zimmer ist lausig, nicht nur, weil es gerade mal so groß ist wie ein Schrank, sondern weil alle anderen Zimmer zum Garten hin liegen, meins aber zum Hinterhof, der eigentlich nur ein Zementviereck ist, auf einer Seite begrenzt von Glorias ehemaligem – jetzt natürlich leer stehendem Zimmer – und einem windmühlenartigen Metallding zum Wäscheaufhängen in der Mitte. Marcus hat hier immer trainiert. Ich habe ihm oft zugesehen, wie er seine Hände mit Bandagen umwickelte. Ich blickte von meinen Gedichtbänden auf und beobachtete ihn heimlich, wie er das Springseil so schnell durch die Luft sausen ließ, dass es aussah, als wäre er von einem Kraftfeld umgeben. Ich sah zu, wie er auf den schweren Sack eindrosch, schnaufend wie eine Dampflokomotive. Dann blickte ich wieder nach unten und las zum Beispiel:

In Xanadau

Ließ Kublai Khan

Ein stattliches Lustschloss errichten ...

Ich mochte schon immer den Klang von Gedichten und die Art, wie sich die Worte vom reinen Weiß der Seiten abheben. Wenn man sie wieder und wieder liest, erfasst einen so ein luftiges, schwebendes Gefühl genau unter dem Herzen, kein Witz. Total schön. Doch jetzt denke ich daran, wie ich vor inzwischen fast vier Jahren, mit dreizehn –

gleich nach dieser schlimmen Sache mit Ari und Pats am Emmarentia Dam –, eines Tages mein Buch hinlegte, rausging und darauf wartete, dass Marcus eine Pause einlegte. Ich fragte ihn: »Möchtest du, dass ich die Zeit für dich stoppe?« Doch mein Bruder schüttelte nur den Kopf. Ich sagte: »Ich wollte dich was fragen. Wegen der Schule. Der Highschool. Wie es da so ist...« Aber Marcus schnaubte nur und fuhr sich mit seinem mächtigen Unterarm über die Nase, wobei sein Bizeps mit den dicken Adern, der unter dem abgeschnittenen T-Shirt rausguckte, anschwellte wie ein Partyballon. Dann drehte er mir den Rücken zu. Ich habe ihm also nie von dem Vorkommnis am Dam erzählt. Ich ging rein, stellte mich vor den Spiegel, schob einen Ärmel hoch und verzog genervt und angewidert das Gesicht.

Jetzt knie ich auf dem Bett, und mir bietet sich ein ganz anderes Bild als damals. Keine kämpferischen Bewegungen – nein, Annie Goldberg tanzt im hellen Mondlicht auf dem Zementboden des Innenhofs, barfuß, in abgeschnittenen Jeans und einem blauen T-Shirt mit dem Aufdruck irgend-einer mir unbekannteren Sportart. Seahawks steht drauf, und man sieht klar und deutlich, dass sie darunter keinen BH trägt. Sie hat Kopfhörer auf den Ohren und einen Walkman mit einem Clip am Hosenbund befestigt. Sie tanzt so geschmeidig wie warmes Öl, kein Witz. Ihre Arme winden sich wie Schlangen um die Hüften, und diese Hüften machen so eine flatterige Auf-und-ab-Bewegung, wie es nur Frauen können. Ein überwältigendes, reines Verlangen rast durch mich hindurch wie Buschfeuer durch trockenes Gras. So stark, wie ich es noch nie erlebt habe, und dann, ganz plötzlich, wirbelt sie herum und sieht mich an.

Ich mache den Donald und ducke mich so schnell, dass ich das Gefühl habe, mein Haar würde ohne mich in der Luft zurückbleiben. Keuchend wie unser Hund Sandy früher an heißen Tagen, liege ich da und drücke mir ein Kissen aufs Gesicht. Am Morgen bleibe ich in meinem Zimmer, bis ich höre, wie sie sich fertig macht, dann schleiche ich mich hinaus zum großen Feigenbaum an der Gartenmauer zur Clovelly-Road-Seite. Isaac und Arlene sind wie immer zur Arbeit gegangen, und Zaydi ist bereits mit seinen Stöcken zu den Stühlen unter den Pflaumenbäumen hinausgetappt. Als Annie rauskommt, bin ich oben in den Zweigen, gut versteckt. Über die Mauer hinweg beobachte ich, wie ein alter, rotzgrüner Chevy 4100 sie aufgabelt. Das Auto ist voller Schwarzer, und wie sie so beiläufig zu ihnen reinschlüpft – ich will nicht sagen, dass es mich schockiert, weil ich total liberal bin und so, aber na ja, es würde jeden in unserer Gegend schockieren. Greenside, wo wir wohnen, ist eine typische nördliche Vorstadt, lauter Bungalows mit hohen Mauern, Gärten und Swimmingpools, jede Familie ist natürlich weiß, weil das ja von Gesetzes wegen ein weißes Wohngebiet ist. Man sieht kaum jemanden auf der Straße, nur manchmal stehen Maids an der Ecke und warten auf den Chinesen in seinem alten Opel mit den Lotteriergebnissen, oder dicke Ladys verkaufen frischen Mais aus großen Jutesäcken, die sie auf ihren Köpfen balancieren und rufen: »*Green mielies! Green mielies!*« – »Grüner Mais! Grüner Mais!« Jedenfalls wette ich, dass die alte Mrs Geshofski gegenüber Zustände kriegen würde, wenn sie Annie in ein Auto voller Schwarzer hüpfen sähe. Und der verrückte Mr Stein, der nebenan wohnt – keine Ahnung,

was der machen würde, vielleicht mit einem selbstgebauten Flammenwerfer oder irgend so was rausrennen, weil er komplett »meschugge im kop« ist, wie Isaac sagt, der meint, dass Mr Stein nach Tara gehört, ins Irrenhaus. Bevor Annie die Tür des Chevy zuzieht, erhasche ich ein paar klimpernde Noten der schwarzen Musik aus dem Auto und bemerke vertrocknete, schrumpelige Dinger, die am Rückspiegel hängen. Breites Grinsen und Gelächter auf dem überfüllten Rücksitz, als sie losfahren.

Ich klettere vom Baum und gehe rein. Ich habe unendlich viel Zeit in diesen langen Sommerferien. Sechs Wochen keine Schule; ein unglaublicher Luxus an freien Stunden und Tagen, die sich bis zum neuen Schuljahr erstrecken. Ich trete an die Tür zum Alten Zimmer, das jetzt ihres ist. Ich strecke die Hand nach dem Türgriff aus. Mach das nicht!, sagt eine Stimme in meinem Kopf. Die Tür ist abgeschlossen, Gott sei Dank. Aber ich weiß, wo der Ersatzschlüssel ist. Lass das, Martin!, sage ich mir, aber ich werde wie von einem Magneten angezogen. Ich zittere und muss auf die Toilette. Dann stelle ich fest, dass der Ersatzschlüssel nicht am Brett hängt. Mann, bin ich dankbar! Kaum zu glauben, was ich da gerade fast getan hätte. Ich gehe in den Garten und verbringe den Rest des Tages mit meinem Spiel.

Das Spiel ist etwas, das ich wirklich nicht mehr tun sollte. Ich mache das schon, seit ich ganz klein war. Ich habe den Garten immer geliebt. Mein Lieblingsspielzeug war der Gartenschlauch, und ich besprühte Mas Blumenbeete, die Strelitzien, die Proteas und alles andere. Ich trug noch Windeln, als mich Gloria auf Sandys Rücken setzte und wir Pferdchen spielten. Ich erinnere mich an das wei-

che Fell unter meinen dicken kleinen Beinchen und an Glorias warme, dunkle Hände um meine Rippen, die mich aufrecht hielten, und an ihren angenehmen Geruch und ihren Sotho-Akzent in meinem Ohr. Später wanderte ich träumend im Garten umher – aber es waren mehr als Tagträume, ich lebte in den Geschichten, die ich erfand, echt wahr. Ich war so versunken, dass ich nicht mitkriegte, wie ich dabei Selbstgespräche führte, komische Gesichter schnitt und Geräusche von mir gab, bis man es mir sagte. Ungefähr da erkannte ich, dass das nicht jeder machte, und nannte es »spielen«. Ich war immer der Held in meinen Spielen. Ich kroch durch geheime Tunnel unter den Aprikosenbäumen, sprang auf Güterzüge, setzte die Bösen schachmatt wie Bruce Lee in *Der Mann mit der Todeskralle*, rettete weibliche Gefangene und trug sie davon wie Conan der Barbar. Als ich älter wurde, versuchte ich mich vom Spielen abzuhalten. Aber ich schaffte es nicht. Ich verberge es nur, so dass es keiner sieht (außer einem). Irgendwann wurde es so schlimm, dass ich nicht mehr zum Hausaufgaben machen kam und durchrasselte – ein ganzes Schuljahr wiederholen musste. Danach hatte ich es besser im Griff, aber ich kann immer noch nicht damit aufhören. Denn es beruhigt mich, ernsthaft. Es nimmt mir meine Angst. Danach fühle mich wieder sicher.

In dieser Nacht spricht Annie Goldberg zum ersten Mal allein mit mir. Es passiert im Flur vor der Küchentür. Sie kommt einfach raus und steht, bämm, genau vor mir. Sie spricht leise, als wollte sie nicht, dass es jemand außer mir hört. Es tut fast weh, ihr in die Augen zu sehen. Annie hat so wunderschöne Augen, ganz groß und karamellbraun mit

kleinen mintgrünen Sprenkeln darin. Als sie meine Schulter berührt, habe ich das Gefühl, dass mein Blut in Brand gesetzt wird. »Ich bin noch auf New Yorker Zeit«, sagt sie zu mir. »Und welchen Grund hast du, Schlafwandler?« Dafür, dass ich um zwei Uhr nachts wach war und ihr beim Tanzen im Hof zugesehen habe ... Ich frage mich, wie ich für sie ausgesehen haben muss, als ich sie dort vom Fenster aus beobachtet habe, voll der Spanner, und spüre, wie mein Gesicht peperonirost anläuft. »Ähm... Ich habe manchmal einen Alptraum, von dem ich aufwache.«

»Immer denselben?«

Die Frage kommt wie ein schneller Stoß, der mich aus dem Gleichgewicht bringt, so wenig habe ich sie erwartet. Sie muss sie wiederholen, ehe ich nicke. Sie riecht nach Zitronen. Als ich den Blick senke, trifft er auf die dunklen Höfe um die Brustwarzen unter ihrer etwas durchsichtigen Bluse, und ich muss sofort wieder aufblicken, und zwar pronto. »Dann musst du nämlich genau darauf achten.« Sie stellt es fest wie eine Tatsache, wie einen Befehl. »Wiederkehrende Träume wollen uns etwas sehr Wichtiges sagen. Oft etwas, das wir nicht gerne hören wollen. Worum geht es in deinem Traum?« Ich schüttele nur den Kopf. »Was passiert in diesem Alptraum?« Aber ich will nicht antworten.

In jener Nacht schlafe ich schlecht, und als sie am nächsten Morgen ihr Schaumbad nimmt, gehe ich sofort wieder zur Tür des Alten Zimmers, und diesmal steht es einen Spalt offen. Mein Herz trommelt in meiner Brust wie der Drummer von Iron Maiden, und ich bleibe erst eine ganze Weile stehen, ja, will die Tür schon zuziehen, aber dann denke ich daran, wie sie jetzt nackt in der Badewanne liegt,

mit ihrer weichen, perfekten, olivfarbenen Haut, und meine Beine tragen mich voran, ohne dass ich sie aufhalten kann. Es ist kühl und dunkel im Zimmer. Wir heben dort alle alten Uhren von Zaydi auf. Als Zaydi vor Ewigkeiten nach Südafrika gekommen ist, aus dem Dorf Dusat in Litauen, wo fast alle südafrikanischen Juden herkommen, hatte er nichts als Löcher in den Taschen und sprach kein Englisch (das tut er bis heute nicht, nur Mameloschn). Er eröffnete einen Uhrmacherladen in Doornfontein, wo Isaac auch aufgewachsen ist, hinter dem Laden, so richtig superarm. Als Isaac unser Haus gekauft hat, nachdem er zusammen mit Hugo durch den Schrottplatz genug Geld verdient hatte, baute er für Zaydi ein Zimmer mit eigenem Bad an, und dort zog Zaydi ein, nachdem Bobe – meine Großmutter, die ich nie gekannt habe – gestorben war. Zaydi brachte alle seine Uhren mit, die ihm aus Doornfontein geblieben waren, und sie haben sie in dem großen hinteren Zimmer hübsch ausgestellt. Am Fenster hängen schöne Gardinen, und auf dem Boden liegt ein großer, weicher türkischer Teppich. Wir nennen es das »Alte Zimmer«, wahrscheinlich wegen der alten Uhren. Ich bin immer gerne dort gewesen; es riecht nach Holz, Politur und Messing.

Es ist dort jetzt stiller denn je, weil all die tickenden Uhren für Annie angehalten wurden. Arlene hat ihr eine Matratze auf den türkischen Teppich gelegt und einen Kleiderschrank und einen Schreibtisch an die Wand gestellt. Mit nackten Füßen laufe ich über den kühlen, weichen Flor. Das Bett ist ganz zerwühlt, und überall liegen Kleider herum. Auf dem Schreibtisch türmen sich Bücher und Zeitschriften, dazwischen Becher und Kämmе und anderes

Zeug. Meine Augen gewöhnen sich an die Dunkelheit, und ich entdecke eines von Annies Höschen, das unter einer Jeans hervorschaut. Überrascht stelle ich fest, dass es mit Spitze besetzt ist, sehr feminin. Diese Seite von ihr bleibt normalerweise unter coolen Jeans und Jungs-T-Shirts verborgen. Ich knie mich hin und hebe den Slip mit klopfendem Herzen auf, immer ein Auge auf die Tür gerichtet. Wieder kann ich nicht anders, drücke die Unterhose an mein Gesicht, ganz fest, auf Mund und Nase und sauge Luft ein, die nach ihrem Schritt riecht, nach ihrem intimsten Schweiß. Mein Gott, was mache ich hier? Mir wird schwindlig, und ich stöhne laut. Es ist zu viel: die Erregung, die Schuldgefühle, und ich lasse die Unterhose fallen und renne raus. Als ich kurz darauf zurückkehre, bin ich viel ruhiger, und Annie ist immer noch im Badezimmer. Ich blättere durch einige ihrer Bücher auf dem Schreibtisch. Soziologie, Anthropologie, Langweilologie. Ich betaste den klobigen Schmuck in der kleinen Schachtel. Mein Blick wandert wieder zu der Unterhose, aber ich höre, wie im Badezimmer der Föhn angeht, und weiß, es ist Zeit, hier abzuhaufen. Aber ich fühle mich den ganzen Tag über verwegen, und als sie abends zurückkehrt, schaue ich ihr direkt in die karamellfarbenen Augen und frage: »Und, gefällt dir dein Zimmer?«

»Ja, aber es wundert mich, dass ich nicht das von deinem Bruder bekommen habe.«

»Er hat es abgeschlossen«, antworte ich.

»Ja, ist mir aufgefallen. Hältst du das für normal? Sein Zimmer mit einem Vorhängeschloss zu sichern?«

»Nicht wirklich.«

»Daran ist das verf... Militär schuld! Das hat ihn traumatisiert. Und du wirst doch auch bald eingezogen. Hast du dir da schon mal Gedanken darüber gemacht?«

Sie hat das F-Wort benutzt, und ich bin total schockiert. Sie hat es ganz beiläufig eingeworfen. Bei uns zu Hause hat es noch nie jemand ausgesprochen – meine Eltern würden mich umbringen, im Ernst.

»Marcus ist nicht eingezogen worden«, stelle ich richtig. »Er wurde gleich nach der Highschool zurückgestellt. Er war in der Uni-Auswahlmannschaft; er hat Maschinenbau studiert. Aber dann hat er sein Studium abgebrochen, ohne jemandem was davon zu sagen. Er ist einfach gegangen.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Er hat sich freiwillig gemeldet«, erkläre ich. »Im Grunde.«

Sie sperrt den Mund weit auf, schließt ihn wieder und geht. Ich stehe da und denke: Hm, wohl nicht so gut gelaufen.

6

Doch Annie Goldberg verschließt nie ihre Tür, wenn sie morgens im Bad ist. Deswegen gehe ich jeden Morgen zu ihr rein. Der Föhn ist mein Alarmsignal. Ich weiß, dass das nicht richtig ist, aber ich kann nicht aufhören, es ist wie eine Sucht, wie das Spiel. Schon allein bei dem Gedanken daran, ihre Sachen zu durchschnüffeln, zittere ich. Ich kann den nächsten Morgen gar nicht abwarten – und dann den nächsten...

Als ich diesmal ihr Zimmer verlasse, bemerke ich, dass

die Wanduhr neben der Tür schief hängt. Vielleicht bin ich drangestoßen. Als ich sie gerade richte, verrutscht etwas Schweres im Inneren und kippt mit einem dumpfen Geräusch um. Ich öffne das kleine Türchen vorne an der Uhr, sehe aber nur die üblichen Zahnrädchen. Aber als ich die Uhr etwas von der Wand wegziehe, fällt hinten etwas Großes heraus. Ein Schuh! So ein Discoding mit dicker Korksohle und Glitzerriemchen. Ich drehe ihn eine ganze Weile lang in den Händen hin und her, bis ich das Rauschen des Föhns höre, dann lege ich ihn vorsichtig zurück.

Ich muss die ganze Zeit an diesen Schuh denken, und als der nächste Morgen kommt und Annie in der Badewanne ist, eile ich wieder in ihr Zimmer, durchsuche alles gründlich und entdecke tatsächlich den zweiten Schuh oben auf dem Gardinenbrett, mit Tesafilm hinter der Blende festgeklebt. Warum versteckt man ein Paar Schuhe oben an der Gardine und in einer Uhr? Wozu? Dann fällt mir ein, dass sie diese Schuhe trug, als ich sie zum ersten Mal gesehen habe.

Die Sache ist die: Ich bin auch so ein Geheimniskrämer und verstecke Sachen, weshalb ich mich ihr jetzt noch näher fühle. Ich möchte ihr meine Loyalität beweisen; ihr Geheimnis ist jetzt mein Geheimnis. Wir sind vom selben Schlag. Jedes Mal, wenn ich ihr Zimmer betrete, empfinde ich eine unerklärliche Zärtlichkeit für sie, während ich unter der Matratze krame, ihre Taschen durchwühle, Innenfutter befühle, in ihre Koffer gucke, über Daunenkissen und -decken und Laken streiche und mit einem Zahnstocher in ihren Tuben und Tiegeln taste. Doch ich finde sonst nichts mehr, deswegen wende ich mich wieder den dicken

Korkschuhen zu, inspiziere sie und lege sie jedes Mal genau so zurück, wie ich sie gefunden habe.

Ich denke angestrengt nach, um mir einen Reim darauf zu machen. Dass sie die Schuhe an ihrem ersten Tag getragen hat, bedeutet, dass sie sie am Flughafen anhatte. Also muss sie sie auch auf dem Flug getragen haben. Ich zähle eins und eins zusammen, und es ist sonnenklar, aber ich bin vorher nicht draufgekommen, weil ich ein Blödmann bin: Sie ist damit durch den Zoll gekommen. Sie fühlen sich nicht schwer an, und man hört nichts, wenn man sie schüttelt. Aber sie sind so groß, dass man etwas darin verstecken könnte. Eine Innensohle klappt ein wenig auf, und alter Kleber zieht sich wie Pizzakäse. Meine Neugier wächst. Ich muss es unbedingt wissen – also hole ich Alleskleber und ein Stanleymesser aus dem Schuppen. Sobald Annie im Bad ist, schlüpfte ich ins Zimmer wie der Blitz. Die Klinge des Stanleymessers trennt die Innensohle ab wie Butter, aber ich hebe sie nur so weit an, dass ich den Schuh in einem bestimmten Winkel ans Licht halten und reinschauen kann. In den Kork wurde ein Loch gebohrt und darin steckt etwas, das in Blisterfolie eingewickelt ist. Durch die Folie sieht es schwarz aus und weiß in der Mitte. Plötzlich merke ich, dass ich schon minutenlang hingestarrt und die Zeit vergessen habe. Ich muss jetzt entweder die Innensohle wieder festkleben, oder habe ich vielleicht Zeit, sie noch ein bisschen weiter aufzuschneiden? Das Stanleymesser zittert in meiner Hand. Ich schneide und pule und kriege ungefähr die Hälfte des eingewickelten Dings raus. Es ist rund und sieht wie eine Scheibe aus. Eine kleine Platte? Nein, eher eine Rolle Isolierband. Ich komme mit meinen Fingern

nicht darunter. Aus irgendeinem Grund schaue ich nach rechts – und Annie Goldberg steht mitten in der Tür!

»Hat dich jemand beauftragt, meine Sachen zu durchsuchen? Woher wusstest du, wo du suchen musst? Oh, mein Gott, hat irgendetwas –«

»Ich schwöre bei Gott, so ist es nicht, Annie!« Ich spüre, wie meine Mundwinkel nach unten wandern und mir Tränen in den Augen brennen. »Ich würde es nie jemandem erzählen. Ich mache das auch. Also, ich meine, ich habe auch ein Versteck, wo ich Sachen reinlege – meine geheimen Sachen –, das kann ich dir sogar zeigen, im Garten. Ich habe es noch nie jemandem gezeigt, keiner weiß davon – niemals würde ich es jemandem sagen, Annie, dass schwöre ich!«

Sie starrt mich an. »Warum hast du das gemacht? Wie würdest du dich fühlen, wenn du mich bei deinem Versteck erwischt hättest?« Als sie es so sagt, begreife ich erst, wie ernst es ist. Währenddessen hat es sich gar nicht so angefühlt, aber jetzt sehe ich mich mit den Augen einer anderen Person, wie ich im Zimmer rumkrame wie ein blöder Affe, und mir wird ganz übel. Ich huste in meine Hand, obwohl ich gar nicht husten muss, und wische mir über die Augen, die überzulaufen drohen. Ich setzte an: »Ehrlich gesagt ist das, weil ich dich... Weil ich dich wirklich... Ich mag dich wirklich, Annie.« Aber sie hört gar nicht zu. Die Hände an die Schläfen gepresst, geht sie weg. »Heilige Scheiße noch mal!«, flucht sie. »Was soll ich denn jetzt bloß machen? Das ist übel, echt übel.«

»Annie, bitte sag es niemandem. Meine Eltern!«

Sie sieht mich mit halb zusammengekniffenen Augen an, irgendwie verständnislos. »Davor hast du Angst?«

Ich reibe mir den Nacken. »Äh, ja«, antworte ich.

»Pass auf, Martin«, sagt sie. »Eines musst du kapiieren. Hier geht's nicht darum, ob deine Eltern sauer auf dich sind, okay? Hier geht's darum, dass du mir auf dein Leben schwören musst, dass du nie einer Menschenseele, tot oder lebendig, erzählen wirst, was du hier drin gesehen hast!«

»Klar. Ich schwöre, das würde ich niemals tun.« Ich denke einen Augenblick darüber nach und sage dann: »Warum sollte ich es denn jemandem erzählen? Ich bin doch derjenige, der rumgeschnüffelt hat, Annie.«

Annie schüttelt den Kopf und geht weg. Doch dann hält sie noch einmal inne und dreht sich um. »Okay, und jetzt erzählst du mir mal genau, was du gemacht hast. Alles, von Anfang an.«

»Okay«, sage ich.

»Okay. Los, rein mit dir.« Ich folge ihr durch die Vordertür in das kühle schattige Haus, in dem ich aufgewachsen bin.

7

Im Alten Zimmer räumt Annie den Schreibtisch leer, und ich schaue ihr zu, wie sie die Schuhe daraufstellt, den mit der losen Innensohle, und daneben das Stanleymesser und den Kleber. Sie fragt mich, wie oft ich schon in den Schuhen nachgesehen hätte, und ich antworte ihr, dass heute das erste Mal war. Sie glaubt mir nicht, tippt auf den Kleber und behauptet, ich hätte sie jedes Mal wieder neu verklebt, hinterhältig, wie ich sei. Ich sage ihr die Wahrheit, erzähle, wie ich die Schuhe gefunden habe und so neugierig war,

dass ich herauszufinden versuchte, warum sie sie versteckte. Da verzieht sie schmerzlich das Gesicht, stöhnt, läuft wieder auf und ab und zieht an ihren Fingern, bis es knackt. »Mist!«, sagt sie. »Hätte ich sie einfach rumliegen lassen, wäre das nie passiert. Das war ein Anfängerfehler. Ich blöde Kuh. Idiotisch.« Sie redet nicht mit mir, sie redet mit sich selbst und haut sich mit einer Hand an den Kopf, als müsste sie bestraft werden. »Eine Anfängerin«, wiederholt sie. »Ein Kind hat sie gefunden.« Sie wendet sich an mich. »Hast du irgendetwas damit angestellt? Wenn du sie rausgenommen hast, hast du sie...« Ich schwöre ihr noch einmal, dass ich nur ein einziges Mal geguckt habe, und zwar heute, und ich immer noch keine Ahnung habe, was ich eigentlich gesehen habe oder warum sie das Ding in den Schuh gestopft und ihn dann versteckt hat. »Stell dich nicht dümmer, als du bist«, erwidert sie. »Du bist nicht dumm.«

Fühlt sich gut an, das zu hören, und ich will ihr beweisen, dass sie recht hat, deshalb sage ich: »Ich habe mich daran erinnert, dass du mit den Dingen vom Flughafen gekommen bist. Und da dachte ich mir, dass vielleicht irgendetwas drin ist, mit dem der Zoll dich nicht erwischen sollte.«

»Der Kandidat hat hundert Punkte«, sagt sie. »Also hast du sie rausgenommen und –«

»Nein, Annie, habe ich nicht! Alles, was ich da drin gesehen habe, ist etwas, das wie eine kleine schwarze Scheibe aussieht.«

»Blödsinn.«

»Annie, ich schwöre bei Gott!«

»Es spielt keine Rolle«, sagt sie. »Ich muss dir jetzt ja vertrauen. Ich muss davon ausgehen, dass du es gesehen

hast. Und was mache ich jetzt, Martin? Was soll ich mit dir machen?« Sie geht wieder auf und ab und schüttelt den Kopf. Sie fragt mich, warum, warum, warum musste ich das tun? Und ich entschuldige mich noch eine Million Mal. Sie bleibt stehen und schaut mich an. »Okay, Schnucki. Nehmen wir mal an, du sagst die Wahrheit und ich habe etwas durch den Zoll geschmuggelt. Was könnte das sein?«

»Keine Ahnung.«

»Verkauf mich nicht für blöd.«

»Vielleicht Drogen?«

»Dafür gibt's Drogenhunde, die finden das Zeug sofort. Nein, keine Drogen. Was könnte es sonst sein?«

»Diamanten?«

»Ha! Sehr lustig. Falls Diamanten geschmuggelt werden, dann in die andere Richtung, das kannst du mir glauben.«

»Ich weiß es nicht – eine Bombe?«

»Uhhh, gefährlich«, sagt sie, »aber das sind keine echten Waffen. Und das weißt du auch.«

»Nein, Annie, ich hab echt keine Ahnung! Aber wenn es keine Drogen sind und kein Sprengstoff –«

Sie zieht die Augenbrauen hoch. »Na?«

»Muss es was Politisches sein.«

»Bravo, Eins, setzen«, sagt sie. Dann sieht sie sich um. »Oh, Gott. Augenblick mal. Weißt du was? Ich brauche einen Drink.« Ich folge ihr in die Küche, wo sie ein kaltes Lion Lager aus dem Kühlschrank nimmt, es dann aber wieder zurückstellt. Stattdessen geht sie zu Isaacs Hausbar im Wohnzimmer, doch die ist verschlossen. Ich will ihr gerade verraten, wo der Schlüssel versteckt ist, als sie ein paar mal oben auf den Schrank schlägt, bis der Riegel innen herunterfällt und die lackierten Türen aufspringen. Ich bin beeindruckt. »Woher weißt du, wie das geht?« Sie antwortet nicht. Die Bar enthält hauptsächlich Scotch, aber sie findet ganz hinten eine Flasche Tequila, die Isaac vor langer Zeit mal geschenkt bekommen hat. In der Küche schenkt sie uns zwei Gläser Guavensaft aus der Flasche ein, die Nels Dairy an diesem Morgen frisch geliefert hat, mixt Tequila dazu und reicht mir eins. »Setzen wir uns.« Also zurück in ihr Zimmer, wo wir uns an den Schreibtisch setzen. Ich sehe ihr an, dass sie angestrengt nachdenkt, weil sie immer wieder die Stirn runzelt und den Blick senkt. »Weißt du, Martin, es könnte sein, dass ich deine Hilfe brauche.«

»Okay.«

»Aber ich möchte dir zuerst eine Frage stellen. Damit du mal zur Vernunft kommst.«

»Okay.«

»Martin, der Name Nelson Mandela sagt dir doch etwas, oder?«

Ich halte inne. »Klar. Natürlich.«

»Erzähl mir, was du weißt.«

»Was meinst du damit?«

»Sag mir einfach, was du von ihm hältst, von Nelson Mandela.«

Ich nehme einen großen Schluck. Der Saft schmeckt süß, der Alkohol wärmt meinen Bauch. »Los, sag schon«, ermuntert sie mich. Dann sagt sie: »Mandela, Mandela. Mandeh-lah«, wie einen Zauberspruch, eine, wie heißt es noch gleich, eine Beschwörungsformel. Es macht mir Angst. In den Schuhen ist irgendwas Politisches. Mandela. Unablässig wiederholt sie im Singsang diesen Namen und stellt mir

die gleiche Frage. Was bedeutet er für mich? Unwillkürlich senke ich den Blick auf das scharfe Messer auf dem Schreibtisch, und beinahe hätte ich darauf gedeutet und gesagt, dass Mandela dieses Ding ist, das in der Nacht kommt und dir die Kehle durchschneidet. Ich muss an die Julius Caesar Township denken, in der Annie unterrichtet, und wie wir noch im Monat vor ihrer Ankunft im Wohnzimmer saßen und in den Sechs-Uhr-Nachrichten sahen, wie dort eine Frau verbrannt wurde. Der Reporter erklärte, sie wollte zur Arbeit gehen, als sie von gewalttätigen ANC-Anhängern angegriffen wurde, die einen Generalstreik durchsetzen wollten. Sie hatten ihr einen Reifen voller Benzin um den Hals gelegt, eine »Halskette«, und ihn angezündet. Sie tanzten um sie herum und piffen, während sie zu Boden ging. Als sie sich halb aufrichtete, trat ihr ein junger Mann gegen den Kopf, und ihr rauchender Kiefer fiel ab. Der Reporter sagte, deswegen sei unser Militär in den Townships, um gesetzestreu Bewohner wie sie vor dem ANC zu schützen. Das alles ist Mandela. Und da war diese weiße sechsköpfige Familie, die nur wenige Blocks von uns entfernt an den Dachsparren in ihrem Haus hängend gefunden wurde, nichts war gestohlen, nur Slogans an der Wand. Tötet die Weißen. Das ist Mandela. Wenn zehntausend wütende Schwarze auf der Straße die Knie abwechselnd hochziehend tanzen und »Hai! Hai! Hai!« skandieren: Das ist Mandela. Wenn ich an Mandela denke, kommen mir AK-47-Sturmgewehre und Raketenwerfer in den Sinn. Ich denke an die Bombenwarnungstafel in der Schule: RUHE BEWAHREN. Ich denke an das, was mit dem Solomon-Schulbus Nummer fünf am 29. September 1982 passiert ist. Ich denke: Terrorist. Aber

Mandela hat eine Art Macht, die ihn auch im Gefängnis schützt. Denn wenn Präsident Botha Panzer, Düsenjägerstaffeln, Atombomben und Geheimpolizei hat, warum konnte Botha ihn dann nicht einfach töten? Wovor hat er Angst? Aber das kann er nicht. Der Name Mandela ist zu mächtig. Sogar seine kämpferische Frau Winnie, die frei ist und deren Anhänger Menschen bei lebendigem Leibe verbrennen, wird vor der Polizei irgendwie durch den magischen Namen Mandela geschützt. Es ist ein ernstes Wort, ein illegales Wort, ein Wort, das du flüsterst. Vielleicht weiß Annie nicht, dass Mandela verboten ist. Dass niemand je ein Foto von ihm gesehen hat. Mandela ist unsichtbar, aber es fühlt sich an, als wäre er überall. Mandela besteht aus hundert Mythen, tausend Gerüchten: Es hieß, er sei bereits tot, nicht wirklich im Gefängnis, durch einen Agenten ersetzt, er habe nie existiert. Mandela ist dieser Witz, den Mervin Slapoletsky einmal in der Schule erzählte und der mit dem Satz endete: Wenn Mandela Präsident wird, was gleichbedeutend war mit: Wenn Schweine fliegen können. Und Mandela würde mich holen kommen, wenn Gloria, als ich noch klein war, fand, dass ich mich schlecht benahm. Dadurch wurde Mandela zu einer Art Tokoloshe, einem Monster, das unter Glorias Bett lebte und der Grund dafür war, warum sie das Bett auf Ziegelsteine stellte, um es hoch über den Boden zu erheben.

Ich habe das Glas fast geleert und dabei vor mich hin gemurmelt. Ich schaue zu Annie hinüber und bin mir nicht sicher, wie viel ich laut ausgesprochen habe und wie viel sie möglicherweise davon verstanden hat. Sie stellt ihr Glas ab, rutscht auf ihrem Stuhl hin und her, streicht sich das Haar

aus dem Gesicht und sagt zu mir: »Aha, es ist genau so, wie ich es mir gedacht habe. Deshalb wollte ich zuerst zu den Grundlagen kommen. Bevor wir...« Sie schaut auf die Schuhe und dann wieder zu mir. Sie hebt die Hände mit den Handflächen nach oben und fährt fort: »Hör einfach zu, was ich dir zu sagen habe, okay? Sei ganz offen.«

»Okay.«

»Erstens: Sein richtiger Name lautet Nelson Rolihlahla Mandela. Der Name Rolihlahla bedeutet ›Derjenige, der Äste schüttelt, der Unruhestifter‹. Er ist eine reale Person, Martin. Ein Mensch aus Fleisch und Blut. Kein Mythos und keine Legende, und schon gar kein Monster. Ein Mensch, ein Mann, ein Afrikaner, siebzig Jahre alt, der während der letzten sechsundzwanzig Jahre seines Lebens ununterbrochen inhaftiert war. Geboren in Thembuland am Ostkap, mit königlichem Blut in den Adern. 1940 wird er aus Fort Hare, der einzigen schwarzen Universität, hinausgeworfen, eine winzige Fakultät mit etwa hundertfünfzig Studenten, die von weißen Missionaren gegründet wurde. Er wurde rausgeschmissen, weil er Teil einer Protestbewegung war, und ging dann nach Johannesburg. Ein hier ansässiger jüdischer Anwalt, Sidelsky, gab ihm Arbeit und ermöglichte ihm eine juristische Ausbildung. Er wurde Anwalt, als einer von wenigen Schwarzen in diesem Land, und trat dem African National Congress bei, der damals noch nicht verboten war. Ich wette, du wusstest nicht, dass der ANC eine gemäßigte Organisation war, die seit Beginn des Jahrhunderts die schrittweise Erweiterung der Rechte der Schwarzen forderte. Denn wie jeder weiß, konnten Schwarze in Südafrika nie wählen, obwohl sie die große

Mehrheit stellen. Nur Weiße wie du dürfen wählen. Nur Weiße können die Regierung bilden. Und Schwarze in Südafrika konnten nie leben, wo sie wollten, sie müssen bis heute in beschissenen Reservaten hausen, den sogenannten Homelands, oder in den Townships, den Ghettos außerhalb der weißen Städte. Sie müssen Pässe auf sich tragen, um sich in weißen Vierteln aufhalten zu dürfen. Sie haben weder die Chance auf eine anständige Ausbildung noch auf einen guten Job. Trotzdem schwebte dem ANC noch in den fünfziger Jahren ein friedlicher Wandel vor. Die Mitglieder verbrannten ihre Pässe, versuchten es mit passivem Widerstand, Streiks und Arbeitsverweigerung. Sie demonstrierten friedlich, doch die Regierung schoss sie auf offener Straße nieder wie Hunde, erließ strengere Gesetze und verbannte sie. Die Regierung war nicht an vernünftigen Diskussionen interessiert, ihnen ging es nur um die weiße Vorherrschaft, um die Apartheid, mit dem Ziel, Schwarze in ihrem eigenen Land zu Leibeigenen zu machen. Daher wechselte der ANC zu einer Politik des bewaffneten Widerstands, und Nelson Mandela war der erste Anführer ihres militärischen Arms, genannt *Umkhonto we Sizwe* – Speer der Nation. Er hatte es nie auf Zivilisten abgesehen, um das mal ganz klar zu sagen. Nur auf Militär und Infrastruktur. Hör mir zu, Martin, Nelson Mandela ist kein Monster, er ist ein Gemäßigter. Er ist kein Mythos, er ist kein verrückter Killer, er ist ein kultivierter Demokrat. Er ist wie Martin Luther King und George Washington in einer Person. Aber das Regime muss ihn als Monster hinstellen, damit ihr alle Angst habt und für die Machthaber stimmt. Aber die Macht, über die Mandela verfügt, Martin, ist kein Mysterie

rium, sondern heißt schlicht und einfach Legitimität. Aus diesem Grund wurde der siebzigste Geburtstag dieses Mannes im Londoner Wembley Stadium gefeiert, an dem fünfundsiebzigtausend Menschen teilnahmen und dazu noch etwa neunhundert Millionen live vor dem Fernseher. Das ist der Grund, warum jedes Collegekind zu Hause den Namen Mandela kennt, der Grund, warum sich die Single *Free Nelson Mandela* weltweit zig Millionen Mal verkauft hat. Aber du siehst das nicht in den Nachrichten. Weil das alles verboten ist. Du lebst hier unten in einem Vakuum. Ihr wisst nicht, welche Bedeutung er außerhalb eurer Landesgrenzen hat. Denn weißt du was, Martin? Dieses ganze Land hier ist von Mauern umgeben. Ihr seid diejenigen, die in einem Gefängnis sitzen, und er ist derjenige, der ein Teil der Außenwelt ist. Kapiert du das? Mandela ist nicht nur kein Monster, er ist der einzig wahre politische Führer eures Landes. Und jeder auf der Welt weiß das, Mann. Jeder weiß das haargenau!«

Sie sitzt eine Weile da und nickt. Ich weiß nicht recht, was ich tun soll, also stelle ich mein leeres Glas ab. Mir ist ein bisschen schwindelig, aber das, was sie gesagt hat, lässt mein Herz das Blut schneller durch mich hindurchpumpen. Ich würde gerne aus dem Zimmer und raus in den Garten gehen. »Mach weiter«, sagt Annie.

»Wie bitte?«

»Nur zu. Bring zu Ende, was du angefangen hast.« Sie deutet auf die Schuhe. Ich stehe auf, sie stellt sich neben mich. Ich nehme den Schuh, den ich schon ein wenig angeschnitten habe, schiebe die Klinge unter die Innensohle und fange an zu schneiden. Mandela. Ich will da wirklich

nicht mit reingezogen werden. Diese Amerikanerin ist eine idealistische Liberale durch und durch, die mit einem Chevy voller Schwarzer in die Townships fährt. Sie hat keine Ahnung davon, wie es in unserem Land zugeht. Ich fühle mich schuldig, ganz verderbt, allein wenn ich nur hier sitze und ihr zuhöre, wie sie über Mandela redet. Als wäre Terrorismus etwas, über das man nicht so ohne weiteres reden sollte. Meiden, am besten vermeiden!, blinkt es in mir wie eine Warnlampe. Dabei lege ich das Messer weg und schäle die Innensohle ab. Darunter kommen zwei große Löcher zum Vorschein, vorne und hinten, und in beiden stecken jeweils die gleichen schwarzen, in Luftpolsterfolie eingewickelten Dinger. So auch beim zweiten Schuh. Vier schwarze Dinger insgesamt. Ich ruckle an einem, bis es aus seiner kleinen Höhle im Kork hervorkommt. Ich wickle es aus seiner Plastikverpackung.

»Weißt du jetzt, was das ist?«

Ich nicke.

8

Am Esszimmertisch schlitze ich mit dem Stanleymesser das Etikett auf dem Rücken einer Videokassette auf – eines von Marcus' alten Boxkampfvideos (*Mitchell vs Morake 4*) – und fahre dann mit der Klinge rings um das ganze Etikett. Ich sehe nach, ob der Film vollständig zurückgespult ist, bevor ich die Klappe mit Klebeband unten festmache, die fünf Schrauben auf der Rückseite löse und den Deckel von der Kassette hebe. Es ist eine TDK E 180, was bedeutet, dass bis zu 180 Minuten VHS-Video draufpassen. Als ich die

Spulen rausnehme, achte ich genau darauf, keines der kleinen Drehdinger mit rauszuholen. Annie reicht mir eine der vier Spulen aus den Discoschuhen. Sie sind merkwürdig klein im Vergleich zu normalen Spulen, weil sie in ihre Schuhe passen mussten, aber trotzdem enthält jede 45 Minuten Filmmaterial. Ich ziehe das Band ein Stück heraus, lege es in die Führung und schneide beide Enden der Bänder mit einer Rasierklinge schräg an, so dass sie sich perfekt zusammenfügen, als ich sie aneinanderlege. Jetzt muss ich sie nur noch mit ein wenig Klebeband verbinden, und dann kommen beide Spulen wieder in die Kassette. Ich blicke auf und sage: »Ich glaube, ich weiß, was drauf ist.«

»Und ich glaube, du liegst falsch«, erwidert sie.

»Geht es um Mandela?«

Sie lächelt.

»Interviews, Reden, seine Biographie, so was alles?«

»Das wäre sinnlos. Darüber sind wir längst hinaus.«

»Was dann?«

Sie fragt: »Können wir die Kassette jetzt kopieren?«

»Lass mich erst alle Spulen einbauen.«

Sie gibt mir die nächste Kassette, und ich versehe sie mit einer von Annies Schuh-Spulen. Es ist nicht schwer. Wie ich ihr bereits gesagt habe, frisst unser alter Videorecorder Kassetten zum Frühstück, aber Isaac behauptet, er wäre noch tippstopp – und deswegen übe ich mich seit Jahren darin, Kassetten zu reparieren und Köpfe zu reinigen. Ich will Annie gerade fragen, warum sie nicht einfach die Spulen dort abliefern, wo sie hinsollen, sondern sie in Kassetten eingebaut haben will. Aber ich kenne die Antwort schon – sie will diese Originale behalten.

»Danke dir«, sagt sie. »Echt. Ich hab mir schon total den Kopf zerbrochen, wie ich diesen Teil erledigen könnte. Man kann nicht vorsichtig genug sein! Beim ANC wimmelt es nur so von Spitzeln.«

Ich zucke zusammen. In meinem Kopf leuchten die Wörter Kommunist und Terrorist in blutroten Buchstaben auf. Aber Annie scheint meine Reaktion nicht bemerkt zu haben. Sie erzählt mir, dass der ANC hinter dieser Kassettenmission steckt, als sei das nichts Besonderes. »Sie wandern von Genosse zu Genosse«, sagt sie, »ich bin nur das Mädchen dazwischen, das sie weitergibt. Außerdem bin ich ein totaler Technik-Trottel. Das habe ich denen schon gesagt, als sie sie mir in meinem Hotel in London gegeben haben.«

»In London?«

»Ja, da ist es über die Bühne gegangen. Da ist im Moment der Dreh- und Angelpunkt der Bewegung.«

»Die Bewegung«, wiederhole ich.

»Ja, die Bewegung. Die Anti-Apartheid-Bewegung. Mein Flug ging gleich am nächsten Morgen, und ich musste eine Möglichkeit finden, diese Videos ganz schnell so sicher wie möglich zu verstecken. Was hältst du von meiner Idee mit den Schuhen?«

»Finde ich gut«, sage ich. »Du läufst einfach auf dem Zeug an den Typen vom Zoll vorbei, direkt vor ihren Augen.« Ich versuche, ganz beiläufig zu klingen, obwohl ich daran denken muss, wie wir damals von unserem Israelurlaub zurückkehrten und im Ankunftsterminal des Jan Smuts-Flughafens an den Zollbeamten mit ihren Käppis, Schnäuzern und strengen Blicken vorbeimussten. »Woher kennst du überhaupt Leute vom ANC?«

»Egal. Aber jedenfalls habe ich denen, die mir das Material übergeben haben, ganz klar gesagt, dass ich nur am Videorecorder auf Play drücken kann, sonst nichts. Sie meinten, ich solle improvisieren, wenn ich hier ankomme, und mir Unterstützung suchen. Aber das ist nicht so leicht, wie es klingt.«

»Was wäre passiert, wenn man dich damit erwischt hätte?«

»Das könnte immer noch passieren, Schnucki. Das sag ich dir doch die ganze Zeit, aber du hörst mir anscheinend nicht zu! Was glaubst du wohl, warum ich so ausgeflippt bin, als ich dich beim Schnüffeln erwischt habe? Ich dachte, du würdest mich vielleicht melden, oder es deinen Eltern erzählen, und die würden mich dann anzeigen.«

»Auf gar keinen Fall«, erwidere ich. »Das würde ich nie tun.« Dabei bin ich bei weitem nicht so sicher, wie ich klinge.

Sie nimmt eine der Kassetten in die Hand. »Dieses Zeug ist brandheiß, Martin. Mit extremer Vorsicht zu genießen. Vergiss das nicht, und glaub ja nicht, dass ich übertreibe. Wenn du damit erwischt wirst, nageln die dich fest, mit Verhaftung, Verhör, Gefängnis. Die ganze Palette. Ich meine das ernst.«

Na ja, sie ist Amerikanerin, und Amerikaner übertreiben gerne. Ich nicke nur, ja, ich hab's verstanden, kein Problem, und stelle mit Hilfe der Videokamera eine Kopie für sie her. Ich packe alle vier Spulen auf eine 180-Minuten-Kassette. Annie erlaubt mir nicht, mir währenddessen das Material anzusehen. Anschließend fragt sie mich nach meinem Versteck, und ich erkläre ihr, dass sie der erste Mensch überhaupt ist, der davon erfährt. Ich nenne es das Sandy-Loch,

weil unser Hund Sandy sich ganz hinten in die Ecke mit dem Papyrus verkrochen hat, als sie alt und bereit zum Sterben war. Ich bin ihr hinterhergekrochen und dabei auf eine tiefe Mulde gestoßen. Darin lag Sandy auf der Seite. Ameisen krabbelten über ihre schwarzen Lippen. Ich nahm einen Zweig und berührte ihr offenes braunes Auge, und als sie nicht blinzelte, wusste ich, was tot bedeutet. Ich zog sie heraus und ging wieder rein, um mein geheimes Loch zu graben. Ich kleidete es mit einer Mülleimertüte aus, stellte eine große leere Quality-Street-Dose rein und deckte das Loch mit einem Brett ab, das ich mit Erde tarnte. »Und was ist in der Dose?«, fragt Annie.

»Geheime Sachen«, antworte ich.

Sie reibt sich über das Kinn. »Und niemand weiß davon? Niemand könnte es finden?«

»Nicht in einer Million Jahren.«

»Meinst du, du könntest die Kassetten eine Zeitlang für mich darin aufbewahren? Du hast mir gezeigt, dass mein Zimmer als Versteck ein Witz ist. Wenn die SB das Haus durchsuchen würde, wäre ich geliefert.« Sie meint die Special Branch, die Sicherheitspolizei. Ich versuche, nicht zu grinsen, so übertrieben erscheint mir die Vorstellung. Als ob die sich je für unseren kleinen Bungalow in Greenside interessieren würden! Aber ich verspreche ihr, die vier Originalbänder für sie im Sandy-Loch zu verbergen.

»Aber du musst mir bei deinem Leben schwören, Martin«, sagt sie, »dass du sie dir nicht ansiehst.«

»Okay, ich schwöre es bei meinem Leben.«

Über den Anfang einer Zukunft

Kenneth Bonert im Gespräch mit seiner Lektorin

Worum ging es Ihnen in Ihrem neuen Roman?

Grundsätzlich soll der Roman eine spannende, aufregende Geschichte bieten voller Action und Dramatik, die man mit Genuss liest. Auf der inhaltlichen Ebene geht es um den Sturz des südafrikanischen Apartheid-Regimes Ende der 1980er-Jahre und zugleich um die Befindlichkeit der jüdischen Bevölkerung Südafrikas.

Und wie wirkt sich dieser Umsturz auf die Figuren aus?

Das habe ich versucht, auf der Metaebene zu transportieren. Wie durchleben Menschen einen solchen radikalen Umsturz: die abrupte, vollständige Zerstörung einer Welt, einer Lebensweise, die sofort durch eine grundlegend andere Struktur ersetzt wird. Plötzlich gilt als falsch, was vorher richtig war – die wichtigsten Überzeugungen der Menschen, ihre Gewissheiten, werden von einem Tag auf den anderen auf den Kopf gestellt. Alles, woran man glauben sollte, was Regierung, Schule, Kirche (oder Synagoge), Eltern, Gleichaltrige, ja einfach alle gepredigt haben, erweist sich mit einem Mal nicht nur als falsch, sondern als regelrecht böse – eine neue Realität, über die sich plötzlich alle einig zu sein scheinen, einschließlich derer, die jahrelang das Gegenteil behauptet haben. Ehemals Ausgestoßene werden plötzlich gepriesen, ja sogar verehrt.

Dieser Umbruch hat etwas sehr Surrealistisches und Traumartiges, und meiner Meinung nach entwickeln manche Menschen nach solchen historischen Umwälzungen ein tiefes Misstrauen gegenüber der Realität. Sie haben erfahren, dass die Gesellschaft von einer Reihe kollektiver Wahnvorstellungen und von Aberglauben zusammengehalten wird; auf das, was die Menschen heute am meisten verehren und schätzen, blicken spätere Generationen möglicherweise mit Abscheu zurück und fragen sich, wie ihre Vorfahren jemals solche Dinge glauben und tun konnten. Der gemeinsame zwischenmenschliche Nenner ist unbeständiger Natur. Die Botschaft lautet daher, dass man sich mit offenen Augen umsehen und die aktuellen Orthodoxien und Grundfesten kritisch betrachten sollte. All das sollte man unerbittlich in Frage stellen. Da in der Gegenwart nichts eindeutig ist, kann nur der Lauf der Zeit ein neues und nicht unbedingt positives Licht auf uns werfen.

Welche Mittel haben Sie dafür verwendet?

Um dem Lesepublikum dieses Gefühl der Unsicherheit und des Misstrauens zu vermitteln, habe ich den jungen Martin Helger als Erzähler gewählt, der uns schon zu Beginn eröffnet, dass er in einer Phantasiewelt lebt und Tagträumen nachhängt, in denen er als großer Held auftritt. Im Lauf des Romans widerfahren ihm Halluzinationen, Blackouts, schwerer Gedächtnisverlust und Entfremdung von seiner eigenen Identität. Wir können uns nie ganz sicher sein, wer er ist, was tatsächlich wahr ist. Der Roman vollführt eine Gratwanderung zwischen unbarmherziger Realität und überbordender Phantasie – genau wie es jemand

tun muss, der eine Revolution durchlebt und danach nie wieder sicher weiß, was richtig und was falsch ist, was von Dauer sein und was sich wie Rauch im Wind auflösen wird.

Was wollten Sie mit *Der Anfang einer Zukunft* erreichen?

Ich wollte einen Roman schreiben, der: 1. die emotionale Wahrheit von Zeit und Ort meiner Kindheit einfangen sollte, nämlich einer jüdischen Vorstadt von Johannesburg Ende der 1980er-Jahre. 2. Der Roman sollte den nationalen Konflikt mit seinen verschiedenen Facetten veranschaulichen: den Bürgerkrieg gegen die Apartheid, den Grenzkrieg gegen die Kubaner, die internationalen Sanktionen usw. und wie sich diese großen Ereignisse auf eine Familie auswirkten. 3. Es sollte ein eigenständiger Roman und zugleich eine legitime Fortsetzung meines ersten Romans *Der Löwensucher* sein, insofern er die Geschichte der Familie Helger vierzig Jahre nach dem Ende des letzten Romans weiterspinn. 4. Ich wollte eine Form und Struktur finden, wie ich sie noch nicht benutzt hatte, einen neuen Blickwinkel. Mich interessierte zum Beispiel, wie Dostojewski in seinen Romanen Monologe einsetzte, um Ich-Erzähler-Geschichten in die Hauptnarrative einzuführen und damit mehrere Perspektiven auf den zentralen Protagonisten zu vereinen. Mich sprachen die phantasievollen Sprünge und der manische Humor an, den ich in Philip Roths Werk erkannte. 5. Es gab einige jüdische (und etwas mystische) Themen, die ich gerne in die Geschichte einbetten wollte.

Gab es Hindernisse beim Schreiben?

Ich denke, am meisten hat mich überrascht, dass die richtige Stimme für den Roman die des jungen Martin Helger war. In verschiedenen Entwürfen hatte ich unterschiedliche Perspektiven ausprobiert, hatte eine lyrischere, eine kühler klingende Erzählung mit mehreren Perspektiven angelegt, aber keine davon eignete sich für die Thematik. Martins Stimme ist klug, originell, witzig und voller Pathos – nicht zuletzt ist seine ganze Persönlichkeit spezifisch für den Ort, an dem ich aufgewachsen bin. Für mich war es befreiend, Martin Leben einzuhauchen. Ich hatte eine Stimme für eine Geschichte gefunden, die fast ans Symbolische grenzt, die mit der Form eines Thrillers, eines Bildungsromans, eines Krimis und einer Familiensaga spielt, ohne sich jedoch auf eine zu beschränken.

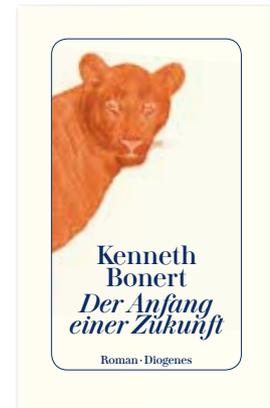
Der Roman ist eine Art Fortsetzung von *Der Löwensucher*. Wenn Sie sich beide Werke ansehen, können Sie ein Muster erkennen?

Ich denke, mit diesen beiden Romanen wollte ich versuchen, die Lebens- und Erfahrungswelt der südafrikanischen Juden literarisch zu verarbeiten. Ich begann in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts mit den Auswanderern, die Litauen verließen, und ging dann zur Generation der späten 1980er-Jahre über, als die jüdische Gemeinschaft erneut schrumpfte, da ihre Mitglieder, genau wie ihre Großeltern, in besser entwickelte, sicherere Länder emigrierten. Ich wollte untersuchen, inwiefern sich die Geschichte wiederholt; was passiert, wenn Auswandererkin-der selbst zu Auswanderern werden? Aber auch, wie sich

bestimmte Episoden innerhalb einer Familie in verschiedenen Formen wiederholen (ein Thema, das auch in der Bibel vorkommt). Ich wollte zeigen, wie ein Charakter das gleiche Psychodrama erleben kann, das seine Vorfahren durchgemacht haben. Als hätte eine Familie – eine Blutlinie – ein Metaproblem, das ausgearbeitet werden muss und von Generation zu Generation tradiert wird, bis ein Individuum erscheint, dem es gelingt, das Drama aufzulösen und die Familie aus dessen Griff zu befreien.

Aus dem südafrikanischen Englisch von Stefanie Schäfer

HAT IHNEN DIESE LESEPROBE GEFALLEN?
WIR FREUEN UNS ÜBER IHRE RÜCKMELDUNG
AN: LESEEXEMPLAR@DIOGENES.CH
UND SENDEN IHNEN ZUM ERSCHEINUNGS-
TERMIN GERNE DAS VOLLSTÄNDIGE BUCH.



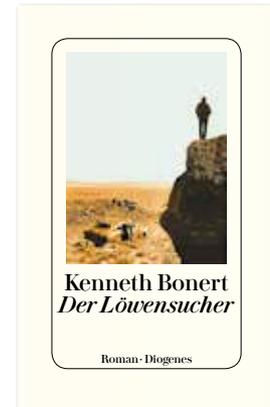
ca. 736 Seiten, Leinen
ca. € (D) 26.–/sFr 35.–*/€ (A) 26.80
Auch als eBook

Aus dem südafrikanischen Englisch
von Stefanie Schäfer
ISBN 978 3 257 07056 9

*unverbindliche Preisempfehlung

Erscheint am 24. Juli 2019

Die Originalausgabe erschien 2018
bei Houghton Mifflin Harcourt, Boston,
unter dem Titel *The Mandela Plot*



Bereits erschienen:
detebe 24369, 800 Seiten
€ (D) 14.–/sFr 19.–*/€ (A) 14.40
Auch als eBook
*unverbindliche Preisempfehlung

»Ein grandioser Familien-
und Epochenroman.«

Alexis Schwarzenbach/
NZZ am Sonntag, Zürich

All rights reserved
Copyright © 2019
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch

Ein Roman über Schicksals- schläge, vertuschte Geheimnisse und die erste Liebe

Südafrika Ende der 80er-Jahre, das politische
und soziale Erwachen eines ganzen Landes

Martin Helger, 16, mogelt sich durch eine jüdische Elite-
schule in Johannesburg, die sein im Schrotthandel reich
gewordener Vater Isaac finanziert, während sein Bruder
Marcus gegen Isaacs Willen zur Armee geht. Da bekommt
die Familie Besuch aus den USA. Annie ist die ungewöhn-
lichste junge Frau, die Martin je gesehen hat. Offiziell ist
sie Lehrerin in den Townships, undercover aber Anhän-
gerin Nelson Mandelas, und sie reißt Martin mitten hinein
in den gärenden Konflikt.

KENNETH BONERT, geboren 1972 in Johannesburg, wo er
auch aufwuchs, bis er 17-jährig mit den Eltern nach Ka-
nada emigrierte. Er studierte Journalistik an der Ryerson
University in Toronto, wo er heute als Reporter und
Schriftsteller lebt. Sein Erstling und Vorgängerroman *Der
Löwensucher* gewann 2013 den National Jewish Book
Award und den Edward Lewis Wallant Award und war
auf der Shortlist für den Governor General's Award.

PRESSESPERRFRIST:
Erscheint am 24. Juli 2019
Bitte nicht vorher besprechen

Diogenes